

Zeitschrift für Germanistik

Neue Folge

XXXII – 2/2022

Herausgeber(innen)kollegium

Mark-Georg Dehrmann (Geschäftsführender Herausgeber, Berlin)

Alexander Košenina (Hannover)

Claudia Stockinger (Berlin)

Ulrike Vedder (Berlin)

Gastherausgeber

Carsten Rohde (Guangzhou)

Sonderdruck



PETER LANG

Internationaler Verlag der Wissenschaften

Bern · Berlin · Bruxelles · New York · Oxford · Warszawa · Wien

dass der erhellende Kommentar zu Brockes' Verhältnis zur Rhetorik (S. 801) in der Einleitung Platz gefunden hätte, die nur einen kurzen Verweis darauf bietet. Das hätte den autobiografischen Bezug relativiert und die rhetorische Struktur der Gedichte gebührend hervorgehoben. Sie gewinnt nicht zuletzt durch einen Vers an Relevanz, der die Rhetorik gar zum kosmischen Prinzip erhebt, wenn es einmal mit deutlichem Verweis auf die Poetik des Horaz über Gottes Wirksamkeit in der Natur heißt, dass „Er uns erfreut und nährt, / Nutz als Lust zugleich verbindet.“ (S. 33)

Wirklich problematisch aber sind die doch nicht wenigen Tipp- und Transkriptionsfehler, die sich eingeschlichen haben und das Vertrauen in die Verlässlichkeit der gebotenen Textfassung trüben. Einige Stichproben mögen das belegen. Dass gleich auf dem Klappentext ein Leerzeichen zu viel zu finden ist, das vordere Inhaltsverzeichnis den Beginn des achten Teils fälschlich auf S. 321 statt auf S. 429 legt, im Vorwort ein Einschub nicht geschlossen wird (S. VIII) und ein gewisser „Leinbniz[]“ (S. IX) auftritt, kann nur ein Pedant bemängeln. Umso schwerer wiegt jedoch, dass auch der Primärtext, die wesentliche Grundlage künftiger wissenschaftlicher Arbeiten zu diesen Bänden des *Irdischen Vergnügens*, wiederholt vom Fehlerteufel heimgesucht wird. In das *Wunder*-Gedicht etwa hat sich ein „die“ zu viel eingeschlichen: „Wenn ich vom grossen Wasser-Cörper, so die die nicht abzusehnde Breite“ (S. 15). Immer wieder bereiten Leerzeichen Probleme. Auf S. 59 z. B. steht eines zu viel: „O welch Wunder! daß des Meeres unfruchtbar-bitter-salzes Naß“. Auf S. 395 eins zu wenig: „imGrase lag“. Auf S. 752 fehlt dagegen ein Buchstabe: „Nicht sichtbar“. Besonders ärgerlich ist

ein Fehler im Eröffnungsgedicht des Sommer-Abschnitts im siebenten Teil, dem sein Faksimile zur Seite gestellt wird, das ein nach „Alles“ fehlendes bzw. ans Versende verirrtes Komma überführt: „Alles was sich regt [...] wird von einem Geist regiert,“ (S. 119).

Das ist bedauernswert, bewegt sich angesichts der Unmenge an Text aber durchaus noch im vertretbaren Rahmen. Dafür wurden Druckfehler der genutzten Vorlage korrigiert, werden Lesarten der verschiedenen Fassungen angeführt und ist mit diesen beiden Bänden insgesamt ein Leser- und Forscherservice geboten, der gespannt auf die Veröffentlichung des nächsten und letzten Bandes warten lässt, um dem eigenen Bücherregal ein weiteres Juwel hinzuzufügen.

Anmerkungen

- 1 Mark-Georg Dehrmann, Friederike Felicitas Günther (Hrsg.): Brockes-Lektüren. Ästhetik – Religion – Politik. Publikationen zur ZfGerm, NF, Bd. 32. Berlin u. a. 2019.
- 2 Volkhard Wels: Brockes als galanter Dichter. Zur stilgeschichtlichen Verortung des „Irdischen Vergnügens in Gott“. In: Dehrmann, Günther (wie Anm. 1), S. 103–121, hier: S. 104, 109.

Felix Woywode

Universität Potsdam
Philosophische Fakultät
Institut für Germanistik
Am Neuen Palais 10
D-14469 Potsdam
<felix.woywode@uni-potsdam.de>

SABINE SEIFERT

Die Ursprünge der Berliner Forschungsuniversität. August Boeckhs philologisches Seminar in Konzeption und Praxis (1812–1826). Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2021, 462 S.

Schwerlich kann man die universitätsgeschichtliche Fachliteratur der letzten Jahrzehnte durchblättern, ohne auf den Einfluss des Seminars im Allgemeinen und des philologischen Seminars im Besonderen aufmerksam gemacht zu werden. Die wissenschaftsgeschichtliche Wirkung, die gerade

für diese universitäre Einrichtung in Anspruch genommen wird, ist erstaunlich. Wegweisend für andere Fächer soll das philologische Seminar „ein praktisches Erfolgsmodell für die Forschungsuniversität“ und vielleicht sogar der Geburtsort des modernen Forschungsbegriffs überhaupt gewesen

sein.¹ Im Seminar sei zugleich die trennende Spezialisierung der modernen Disziplinen durchgeführt und ein untermauerndes *inter-disziplinäres* „Gemeinschaftsbewußtsein“ geschicht worden.² In derselben Weise, wie in der prominent gewordenen Beschäftigung mit den Praktiken des Wissens die naturwissenschaftliche Einführung des Laboratoriums kaum zu übersehen sei, so habe man in den Geisteswissenschaften mit Instanzen wie dem Seminar zu tun.³ Dennoch fehlten bisher Studien, die sich systematisch und detailliert mit dem befassen, was eigentlich im Seminar getrieben wurde, um zu prüfen, inwiefern die besagten, faszinierenden Thesen stichhaltig sind und inwiefern noch anderes zu erörtern ist. Ein Pendant etwa zur Kathryn Oleskos ausführlicher Untersuchung des Königsberger mathematisch-physikalischen Seminars stand bisher aus.⁴ Einen wichtigen Schritt in diese Richtung tut aber jetzt SABINE SEIFERT, die sich eben zum Ziel setzt, statt „eine[r] Außensicht“ dem Leser einen Blick in „die tatsächliche Praxis“ eines philologischen Seminars zu ermöglichen (S. 13).

Ihr behandeltes Objekt ist das Berliner philologische Seminar, für dessen Gründung im Sommersemester 1812 an der dort kurz zuvor ins Leben gerufenen Universität der Philologe August Boeckh (1785–1867) sorgte. Einmal als Seminardirektor installiert, blieb Boeckh mehr als ein halbes Jahrhundert auf dieser Stelle. Ein Bild von seiner eigenen Bedeutung und der seines Seminars kann man sich anhand von Seiferts Beobachtung machen, dass die Mitgliedschaft des Berliner Seminars allein in den ersten fünfzehn Jahren genug hochrangige Namen einschloss, um später zum Berliner Lehrpersonal sowie dem von wenigstens neun weiteren philologischen Seminaren beizutragen (S. 102). Als Lehrer, Schriftsteller, wissenschaftlicher Organisator, Exponent und Vertreter einer weitreichenden Programmatik für die Philologie war Boeckh durchaus prägend: Er war ebenso eine Zentralfigur der deutschen Altertumswissenschaft wie für vorhergehende Generationen sein Lehrer in Halle, Friedrich August Wolf (1759–1824), und die Göttinger Ikone Christian Gottlob Heyne (1729–1812). Seiferts Vorgehen wurzelt in ihrer Arbeit im Rahmen der Nachwuchsgruppe *Berliner Intellektuelle 1800–1830*, aus der u. a. ein früherer Band zu Boeckhs vielfältiger Tätigkeit entstand sowie eine digitale Ausgabe einiger zugehöriger Archivalien, die es

dem Leser z. B. in bestimmten Fällen erlaubte, Seiferts Transkriptionen und Anmerkungen zu ihren Hauptquellen im Netz nachzusehen.⁵ Kern der aktuellen Studie ist eine sorgfältige Auswertung der in dem Universitätsarchiv der Humboldt-Universität aufbewahrten und bisher kaum, wenn überhaupt, berücksichtigten jährlichen Berichte und anderer Korrespondenzen Boeckhs mit dem Ministerium aus den ersten anderthalb Jahrzehnten des Seminars, die z. B. durch weitere Dokumente von ministerieller Seite und veröffentlichte Erinnerungen bereichert werden. Was geliefert wird, ist die eingehendste Darstellung bestimmter wichtiger Aspekte des philologischen Seminars, die bisher vorliegt.

Nach einem einleitenden Kapitel, das u. a. Boeckhs Biographie und einen Umriss der Entwicklung des philologischen Seminars bis ins 19. Jahrhundert skizziert, wendet sich Seifert zuerst den „Rahmenbedingungen“ des Seminars zu. Hier wird z. B. betrachtet, was das gegebene Ziel des Berliner Seminars war, wer und unter welchen Bedingungen als Seminarmitglied aufgenommen wurde (vgl. auch eine weitere Infos einschließende Liste der Seminarmitglieder bis 1826 im Anhang 6.4), wie die Mitglieder und Lehrpersonal unter- und zueinander standen, wie finanzielle Unterstützung – in Form von semesterweisen Prämien und auf andere Art – an die Mitglieder verteilt wurde. Dadurch, dass die Autorin die Diskrepanz zwischen einem ursprünglichen Seminar-Plan Boeckhs und den darauf folgenden, von Ministerialbeamten verfassten und als offiziell geltenden Statuten herausarbeitet, zeigt sie das Zusammen- und Auseinandergehen wissenschaftlicher und bürokratischer Interessen.⁶ Wo Boeckh z. B. den Seminarmitgliedern in manchen organisatorischen Fragen ein gewisses Selbstbestimmungsrecht eingeräumt hätte, ließen die überarbeiteten Statuten keine Spur davon verlauten (vgl. S. 97–100). Boeckhs Seminarberichte bieten weitere Beispiele solcher ministeriell-universitärer Verhandlungen an (vgl. S. 66–69 zur Zielsetzung, S. 149–51 zu Inländern und Ausländern unter den Seminaristen, in späteren Kapiteln z. B. S. 251 zur Themenwahl, S. 311–315 zu Korrekturen). Seiferts Verfahren zeigt im Zusammenhang mit weiteren Quellen, dass die Statuten bei weitem nicht ausreichen, um Fragen der Praxis zu erläutern: z. B. wie eine mündliche Prüfung zur Aufnahme abließ

(S. 76–77), wie viele Studierenden bei einer Sitzung anwesend sein konnten (einschließlich außerordentlicher Mitglieder und Zuhörer 40 oder sogar 50 in den 1820er Jahren, S. 90), oder dass es *doch* eine Art Selbstbestimmung bei organisatorischen Fragen unter den Mitgliedern gegeben zu haben scheint (S. 100). Dass die Kluften – sei es zwischen Plan und Statuten oder zwischen beiden und dem in den Berichten und Erinnerungen Verratenen – aufmerksam recherchiert und ausgeleuchtet werden, ist charakteristisch für Seiferts Methodik und führt mehrmals im Buch zu neuen Erkenntnissen.

Nach den Rahmenbedingungen betrachtet Seifert im darauffolgenden Kapitel die Struktur der Seminarveranstaltungen und ihren Inhalt. Hier bespricht sie die vier verschiedenen Arten von Übungen, an denen ordentliche Mitglieder verpflichtet waren, aktiv teilzunehmen, und zwar 1./2. Interpretationen der griechischen und römischen Schriftsteller, 3. Verlesung und Besprechung von im Voraus zirkulierenden Aufsätzen der Teilnehmer, und 4. Beantwortung seitens der Mitglieder von speziellen, von anderen Mitgliedern vorgebrachten Fragen. Als besonders interessant erweisen sich letztere. Wie auch anderswo in ihrer Arbeit schafft Seifert einen Zusammenhang, indem sie einen Vergleich zwischen den Statuten des Berliner Seminars und den der anderen fünf in dem Untersuchungszeitraum bestehenden philologischen Seminaren in Preußen durchführt. Hieraus ergibt sich z. B., dass die Frageübungen, deren Inhalt die Verfasserin analysiert und bei welchen laut Bericht eines Mitglieds „oft lange und heftig gestritten“ wurde (S. 196), eine Besonderheit des Berliner Seminars waren. Nach Seifert waren solche Übungen, die den Studierenden in ihrem Selbststudium, bei ihrer schriftlichen Arbeit oder auch im Zusammenhang mit ihren Interpretationsübungen von Nutzen waren, „besonders dazu geeignet, selbsttätiges Arbeiten und Forschen sowie die Wahl eines individuellen Forschungsgebietes zu fördern“ (S. 202). Relevant also für die oben erwähnten Thesen, die das Seminar in Verbindung mit Ideen von selbstständiger Forschung bringen.

Ein letztes Hauptkapitel behandelt die schriftlichen, von jedem ordentlichen Seminarmitglied einmal im Semester erwarteten, vorschriftsmäßig auf Latein oder gar manchmal auf Griechisch geschriebenen Arbeiten. Aus Boeckhs Seminarberichten kompiliert Seifert eine Liste von 219 Titeln

studentischer Abhandlungen, die bis zum Sommersemester 1826 von Seminaristen eingereicht wurden. Da keine der Arbeiten mehr zu finden ist, fußen die Ergebnisse in erster Linie auf der Analyse eben dieser Titel, die in den Anhängen zum Buch (vgl. Anhang 6.6 und 6.7) nach Verfassern und nach behandelten Autoren und Themen geordnet zu finden sind. Konstatiert wird z. B., dass zwei Drittel der Aufsätze die griechische (im Gegensatz zur römischen) Antike zum Thema haben (vgl. zusammenfassend S. 249–255), ein Verhältnis, welches das Hauptinteresse des Seminardirektors widerspiegelt und auch in der Themenwahl bei den Frageübungen zu erkennen ist. Anstelle der fehlenden Berliner Abhandlungen benutzt Seifert einige frühere, im Nachlass Friedrich Wolfs aufbewahrte Seminararbeiten, die aus dem Hallenser philologischen Seminar stammen, um eine Vorstellung von der Zusammensetzung solcher Aufsätze zu geben (vgl. S. 266–273). Was man ansonsten hat, sind Boeckhs Bewertungen der (nicht erhalten gebliebenen) Abhandlungen in seinen Berichten. Mit deren Hilfe gelingt es Seifert, eine Art Koordinatensystem wissenschaftlicher Tugenden aufzubauen, wobei sich den am häufigsten zitierten *virtutes* „Fleiss“ und „Urteil“ andere wie „Scharfsinn“ und „Takt“ hinzugesellen, während z. B. Laster wie „Spitzfindigkeit“ zu vermeiden waren (vgl. zusammenfassend S. 303 f.). Dass nach neuen Ergebnissen in den Seminararbeiten zu streben war, geht sowohl aus der positiven Besetzung von „Eigenthümlichkeit“ in Boeckhs Bewertungen hervor als auch aus der Tatsache, dass alle im ersten Jahrzehnt an der Berliner philosophischen Fakultät eingereichten Dissertationen von Seminarmitgliedern stammten (S. 316; eine Zusammenstellung der Dissertationen von Seminarmitgliedern bis 1826 befindet sich im Anhang 6.9).

Es war das Verdienst früherer Forscher darauf hinzuweisen, dass Quellen wie Seminarberichte und Seminaraufsätze einen Weg zum Verständnis der philologischen Seminarpraxis anbieten konnten.⁷ Es ist das Verdienst Seiferts, es zu wagen, Quellen dieser Art als Korpus entschieden und systematisch in die Hand zu nehmen und die daraus abzuleitenden Ergebnisse genau zu zeigen. Im Allgemeinen ist das Buch natürlich am stärksten, wo es seine Argumente unmittelbar aus den Archivalien zieht. Was den weiteren universitätsgeschichtlichen Zusammenhang betrifft, tendiert

die Arbeit wohl aus Gründen der so gewonnenen narrativen Klarheit zur Nacherzählung stark unterscheidender historiographischer Narrativlinien – die *passive* Vorlesung gegen das *aktive* Seminar (S. 211), das Mündliche vor 1800, das Schriftliche danach (z. B. S. 211, 330), die der Weitergabe von Wissen gewidmete Universität gegen die moderne, schöpferische Forschungsuniversität (z. B. S. 12, 22, 330) –, die zwar kanonisch sind, aber einmal unter die Lupe genommen wenig zufriedenstellend zu sein pflegen.⁸ Doch es handelt sich hier eben hauptsächlich um eine *Seminar*-Geschichte, und dieses Vorhaben erfährt eine gründliche und umfassende Behandlung, während zugleich (sowohl was die in der online-Ausgabe verfügbaren Dokumente als auch was die gedruckten Anhänge betrifft) eine für Anschlussarbeiten nutzbare editorische Leistung vorliegt.

Auch darüber hinaus liefert die Untersuchung wichtige Impulse zur weiteren Forschung.⁹ Erstens hat, wie Seifert bemerkt, eine nähere, systematische Betrachtung des eigentlichen Inhalts und der Argumentation studentischer Abhandlungen als Komplement zu ihrer Datenaufhebung und Analyse einiges zu bieten (S. 329). Dank Mark-Georg Dehrmann und Carlos Spoerhase¹⁰ kennt die Wissenschaft die Sammlung solcher Abhandlungen im Wolfs Nachlass, an die sich Seifert mangels der Boeckh'schen Arbeiten auch hält; es finden sich einige weitere studentische Seminararbeiten in den ministeriellen Archiven und wohl auch in den Nachlässen ehemaliger Seminaristen. Zunächst einmal müssen diese natürlich: gelesen werden. Systematisierend kann dann untersucht werden, welche Rückschlüsse auf den Anspruch an seminaristische Forschung die spezifische Beweisführung, Rhetorik, Verfassung und Darstellung dieser Texte erlauben und was sie selbst erreichen.

Zweitens knüpft Seifert eindrucksvoll an William Clark¹¹ an, wenn sie Momente des Hin und Her und der Anspannung zwischen Ministerialbeamten und Seminardirektor zeigen kann. So registriert sie z. B., was in den Boeckh'schen Berichten im Ministerium mit Stift durchgestrichen oder kommentiert wurde (vgl. z. B. S. 18, 149, 202/Anm. 209). Allein im Geheimen Staatsarchiv in Berlin gibt es haufenweise Akten zu den preußischen Seminaren, die diese Konfrontation der ministerialen und professoralen Ab- und Ansicht aufs Genaueste dokumentieren, die Staat und

Universität in Dialog erfassen und die eine Art Naturgeschichte des Seminars auch abseits von Zentren wie Göttingen, Halle und Berlin ermöglichen. Kurz gesagt: Der Vergleich *zwischen* Seminaren und deren Behandlung, den Seifert so gelungen in Hinblick auf die veröffentlichten Statuten der Preußischen Universitäten durchführt, kann auch auf die weiter existierenden unveröffentlichten Archivmaterialien angewandt werden, und das vermutlich über die Grenzen Preußens hinaus. Und Seiferts Arbeit motiviert dazu, den vorgeführten Ansatz zu nutzen und die Aufmerksamkeit z. B. auf Quellen aus den noch dunklen Ursprungszeiten des Seminars vor Boeckh, Wolf, und Heyne zu richten. Dass sich derartiges lohnt, hat die Autorin dieses Buches überzeugend demonstriert.

Anmerkungen

- 1 Mark-Georg Dehrmann, Carlos Spoerhase: Die Idee der Universität. Friedrich August Wolf und die Praxis des Seminars. In: Zeitschrift für Ideengeschichte 5 (2011), H. 1, S. 105–117, hier: S. 114. Vgl. z. B. William Clark: *Academic Charisma and the Origins of the Research University*. Chicago 2006, S. 141–182.
- 2 Lorraine Daston: Die Akademien und die Einheit der Wissenschaften. Die Disziplinierung der Disziplinen. In: J. Kocka u. a. (Hrsg.): *Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich*. Berlin 1999, S. 61–84, insb. S. 83 f.
- 3 Carlos Spoerhase: Das „Laboratorium“ der Philologie? Das philologische Seminar als Raum der Vermittlung von Praxiswissen (circa 1850–1900). In: A. Albrecht u. a. (Hrsg.): *Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens*. Berlin, 2015, S. 53–80.
- 4 Kathryn Olesko: *Physics as a Calling. Discipline and Practice in the Königsberg Seminar for Physics*. Ithaca 1991.
- 5 Christiane Hackel, Sabine Seifert (Hrsg.): *August Boeckh. Philologie, Hermeneutik, und Wissenschaftspolitik*. Berlin 2013. Die Angaben und Unterlagen zu Boeckh auf der in mancher Hinsicht leider holprigen Seite *Briefe und Texte aus dem intellektuellen Berlin um 1800* sind zu finden auf: <<https://www.berliner-intellektuelle.eu/author?p0178+de>>, zuletzt: 14.12.2021. Anzumerken ist, dass (noch) nicht alle aufgelisteten – auch wenn im Buch mit URL-ausgestatteten – Quellen dort zu finden sind. Im Untersuchungszeitraum findet man z. B. die Jahresberichte 1812–1814 transkribiert mit Faksimile,

- 1815–1821 transkribiert, aber ohne Faksimile, und 1822–1826 weder transkribiert noch faksimiliert, Stand: 13.12.2021.
- 6 Plan und Statuten sind beide in den Anhängen gedruckt (vgl. S. 337–349); in digitaler Form im Netz hat Seifert auch beide herausgegeben.
 - 7 Vgl. Dehrmann, Spoerhase (wie Anm. 1); Uwe Meves: Die Jahresberichte der Seminardirektoren als Quellen für die Seminarpraxis. In: *ZfGerm NF* 23 (2013), H. 2, S. 242–258.
 - 8 So z. B. richtungswiegend Anthony Grafton: *Polyhistor into Philolog: Notes on the Transformation of German Classical Scholarship, 1780–1850*. In: *History of Universities* 3 (1983), S. 159–92; Kristine Haugen (Reaktion auf Clark [wie Anm. 1]): *Academic Charisma and the Old Regime*. In: *History of Universities* 22 (2007), H. 1, S. 199–228.
 - 9 Wenigstens eine Studie zum Thema ist im Gang. Kristine Palmieri wird in ihrer Doktorarbeit an der University of Chicago 2022 eine Untersuchung der philologischen Seminare in Göttingen, Halle und Heidelberg vorlegen: *Philology as a Way of Knowing: Philology in the Reformed German Universities, 1730–1830*.
 - 10 Dehrmann, Spoerhase (wie Anm. 1). Die über 100 Arbeiten, die die Autoren zählen, sind über mehrere Kapitel des Wolf'schen Nachlasses in der Staatsbibliothek Berlin verstreut.
 - 11 Dehrmann, Spoerhase (wie Anm. 1).

Christian Flow

University of Southern California
Department of Classics
3560 Watt Way, PED 130
Los Angeles, CA 90089-0652
USA
<cf1258@msstate.edu>

CLARE PETTITT

Serial Forms. The Unfinished Project of Modernity, 1815–1848. Oxford University Press, Oxford 2020, 368S.

Die praxeologische Studie der englischen Literatur- und Kulturwissenschaftlerin CLARE PETTITT befasst sich mit einer Vielzahl von seriellen Formen populärer Kultur, die zwischen 1815 und 1848 in London aufkamen und sich multimedial weitervernetzten. Sie rückt damit einen von der anglistischen Forschung vernachlässigten Untersuchungszeitraum in den Fokus. Das Buch erscheint innerhalb einer dreiteiligen Reihe, in der Pettitt diese mediale Vernetzung in ihrer Ausdehnung weiterverfolgen wird (*Serial Revolutions: 1848* und *Serial Transmission: Literature and Other Technologies 1848–1918*). Entlang von sieben Einzeluntersuchungen rekonstruiert die Verfasserin beinahe chronologisch die Entstehungsgeschichte einer modernen Serialität, von der sie sagt, sie halte bis heute an. Ihr Modernitätsverständnis erklärt sich aus dem Werktitel, mit welchem sie sich auf Habermas' Vorlesung *Die Moderne – ein unvollendetes Projekt* von 1980 bezieht. Pettitt schließt an seine Überlegung an, es gebe ein ‚modernes‘ Zeitbewusstsein, das in einer ungebrochenen Zeitgenossenschaft mit der Ästhetik des 19. Jahrhunderts bestehe (vgl. S. 28).¹ Ihr Verständnis von Serialität beschränkt sich jedoch nicht auf den ästhetischen Bereich, sondern ist vielmehr als

Beitrag zur Imaginations- und Alltagsgeschichte zu verstehen. Dementsprechend wird Serialität zu einer Kategorie historischen Wissens, das die Materialisierung der neuen Mediatisierungsmöglichkeiten in den Blick nimmt (vgl. S. 17). Ziel ist es, nachzuverfolgen, wie den ‚gewöhnlichen‘ Londonern über das Erlernen unterschiedlicher materieller Praktiken ein neues Zeitwissen übermittelt wird, das der modernen seriellen Logik des 19. Jahrhunderts den Weg bereitet.

Pettitt zeigt in ihrem ersten Kapitel *Yesterday's News*, wie sich in den 1820ern und 1830ern unter erschwerten Bedingungen eine neue kollektive Erfahrung historischer Zeit und damit eine partizipative Form des Bürgertums etablieren konnte. Durch die hohe Besteuerung derjenigen Zeitungen, die in einem schnellen Rhythmus erschienen, war es einem Großteil der Londoner nicht möglich, an (tages-)aktuelle Nachrichten zu gelangen. An die Stelle von preiswerten Tageszeitungen traten ältere Druck- und Lesekulturen: Almanache, Balladen, Flugblätter und Miszellaneen zirkulierten in den 1820ern neben den wöchentlich erscheinenden, populären und illustrierten ‚Two-penny Papers‘ (Kap. 2).² Diese frühneuzeitlichen Druckformate